

Hier liegt eine bemerkenswerte Darstellung des wissenschaftlichen Wiedervereinigungsprozesses vor: Zwei Mikrobiologen, ein Ostdeutscher und eine Westdeutsche, schildern, wie sich ihre Forschungslandschaften im Kalten Krieg auseinanderentwickelt und nach 1990 rasch einander angeglichen bzw. nach westlichem Muster wiedervereint haben. Sie gehen in ihrer Darstellung zwar von ihrer eigenen Erfahrung aus, kontextualisieren aber das Fach Biologie ausführlich und ziehen neben zahlreich ausgewerteter Literatur noch Memoiren heran. Das Ergebnis ist eine gut dokumentierte und zweifach persönliche Gesamtbilanzierung.

Aber eigentlich liegen zwei Bücher vor. Denn Michael Hecker aus Greifswald und Bärbel Friedrich aus Göttingen/Berlin erzählen ihre Geschichte nacheinander. Zu unterschiedlich sind in den Jahrzehnten vor und nach dem Umbruch die ost- und westdeutschen Erfahrungsräume, auch in den Lebenswissenschaften. So erhalten persönliche Erlebnisse und Einschätzungen allen Raum, was sich wohltuend bemerkbar macht. Vieles mutet – auch aus den Darstellungen zu den anderen Disziplinen – bekannt an. Michael Hecker erzählt, wie wichtig die spärlichen ost-westlichen Fachkontakte vor 1989 waren, die sich etwa durch Fachtagungen ergeben hatten. Er protokolliert für 1990 die „erschreckende Unkenntnis“ vieler westdeutscher Gutachter über die Forschung im Osten (S. 64). Er schildert die Höhen und Tiefen des Wissenschaftsumbruchs in Greifswald, wo „Übernahme vor Ausschreibung“ galt, weshalb Ostdeutsche etwas bessere Chancen hatten (S. 88). Dennoch: „Erst nachdem die quälende Frage, wer bleiben darf und wer gehen muss, beantwortet war, sollten endlich wieder Ruhe und Normalität in Lehre und Forschung einkehren“ (S. 59).

Bärbel Friedrich wechselte 1994 von der FU an die HU Berlin. Sie blickt offen auf ihre damaligen Eindrücke zurück: die Abenteuer der Unterbringung, veraltete Ausstattung, schwierig lesbare Menschen, aber auch die legendär träge Westberliner Verwaltung sowie der wenig kollegiale „Sturm“, den die FU gegen die HU und „Überläufer“ wie sie selbst entfachte (S. 270). Sosehr die Darstellungen Authentizität vermitteln und ohne falsche Harmonie auskommen, so arbeiten sie dennoch auf eine Schlusspointe hin: Man wird Kollege im besten Sinne des Wortes, und die Wissenschaft im Osten habe unendlich von der Einheit profitiert.

Alles also im grünen Bereich? Keineswegs. Schon allein das Nachdenken darüber, was der Umbruch menschlich für DDR-Biologen bedeutete (vielfach bei Hecker), und der dauernde Hinweis darauf, dass die rasche Umstellung auf westliche Systeme „alternativlos“ gewesen sei (so öfter bei Friedrich) signalisieren Gewissensbisse. Die Kosten trug etwa der verschwundene DDR-Mittelbau, darunter viele Frauen. Im rahmenden Vor- und Nachwort von Ernst-Ludwig Winnacker wird wenigstens ansatzweise die Frage gestellt, „was man gegebenenfalls anders oder besser hätte machen können“, allerdings kaum beantwortet (S. 340). Die zwei Autoren schreiben nun einmal aus der Erfolgsperspektive verantwortlicher Professoren – beide waren an Evaluierungen und Strukturentscheidungen beteiligt, hatten sich mit fortschreitender Karriere zunehmend in die „Exzellenz“ hineinbewegt und beurteilen folglich die Transformation als „gelingen“ (S. 257).

Diese Geschichte hätten diejenigen, die im Zuge dieser Wiedervereinigung aussortiert wurden, gewiss anders erzählt. Ihre Sicht fehlt hier, was dem Buch durchaus eine gewisse Einseitigkeit verleiht. Die Welt der Abgewickelten bleibt fremd und fern, und Friedrich räumt etwa freimütig ein, die Leibniz-Sozietät, in der sich viele ehemalige DDR-Akademiker sammelten, in ihrem „Nischendasein“ nicht näher zu kennen (S. 313). Etwaige Gegner der Einheit mit ihren „Kolonisierungsvorwürfen“ erscheinen als hoffnungslose Fälle, auch wenn diese sicher nicht als repräsentativ gelten können.

Zudem schränkt Hecker seine „Erfolgsgeschichte“ für die Geisteswissenschaften wiederholt erheblich ein. Dort sei die Wiedervereinigung mit viel mehr Verlusten, Westimporten und Skandalen vonstattengegangen – in der Tat ein wichtiger Befund. Wenn die beiden Autoren von ihrem ersten gemeinsamen Fachkongress in Berlin berichten, wo sich bereits im März 1990 Mikrobiologen von hüten wie drüben „emotional höchst angespannt“ die Hand gaben, um ihr schnell wachsendes Fach voranzubringen (S. 128), so fällt der Kontrast etwa zur Geschichtswissenschaft deutlich ins Auge. Auf dem „Vereinigungshistorikertag“ ein halbes Jahr später in Bochum nahm sich der Vorsitzende der westdeutschen Zunft nicht einmal Zeit für eine persönliche Begegnung mit seinem ostdeutschen Amtskollegen und die Mitgliederversammlung diskutierten (aus Angst vor Unterwanderung!) ein zweijähriges Moratorium für ostdeutsche Historiker; über diesen Antrag hat man lange und kontrovers beraten, er wurde dann aber abgelehnt. Ganz anders bei den Mikrobiologen, wo nie pauschal abgewickelt wurde und wo sich deutsch-deutsche Kollegen – bis auf sehr wenigen Ausnahmen – in die Augen schauen konnten. Somit gibt dieses

Buch reichlich Stoff zum Nachdenken: über die Verschiedenheit der Wissenschaften, über Beurteilungsmaßstäbe im politischen Umbruch und über die verlorenen Stimmen der Verlierer.